

MONATSSERIE

Nachbarn

TEIL 3

Lehrjahre der Nachbarschaft

Domspatzenstrasse 11

Ein leeres Blatt vor mir auf dem Bildschirm. Bringe ich die Nachbarn meines Lebens noch zusammen? Namen fehlen mir, Gesichter, beides. Aber eigentlich möchte ich ja auch nur mithilfe einer Handvoll Menschen, die ich nicht vergessen habe, über eine der Bewährungen nachdenken, die das Leben uns abverlangt: uns als Nachbarn zu qualifizieren.

von Andreas Nentwich

Jeder Mensch fängt an als Kind von Nachbarn. Ein Kind kommt her, kennt oft sehr viel mehr Nachbarn als seine Eltern. Es beobachtet alle, macht sich eine Vorstellung über sie, manche prägt es sich ein, viel genauer vielleicht als Menschen im späteren Leben. Aber es erkennt und begreift sie nicht. Die Nachbarn der Eltern gehören als gute Geister, Dämonen oder komische Figuren fast noch ins Reich der Magie.

Ich wuchs auf in einer deutschen Kleinstadt der 1960er-Jahre, meine Nachbarn waren allenfalls die anderen Kinder, mit denen ich auf der Strasse zusammenkam. Von den Nachbarn meiner Eltern – *unseren* Nachbarn – mit denen ich in unterschiedlicher Intensität Kontakt hatte, könnte ich eine halbe Seite mit Namen füllen und zu allen ein paar Sätze sagen, aus eigener oder fremder Erinnerung. Fast alle erschienen mir als alt. Abgesehen davon, dass ich höflich zu sein hatte, mussten sie mich nichts angehen.

Solange man bei seinen Eltern wohnt und unmündig ist, hat man keine eigenen Nachbarn. Die Nachbarschaftsbeziehung ist definiert durch die Erwachsenen, selbst wenn man eine kindliche Freundschaft mit einem alten Menschen schliesst

oder in kindlicher Direktheit einer Antipathie nachgibt.

Später werden sie alle, die Guten wie die Bösen, zum

Wehmutskomplex Kindheit gehören. Nachbarn, richtige Nachbarn, sind immer nur die, für die man selbst der Nachbar ist und nicht, beispielsweise, der Nachbarssohn. Deswegen, ihr lieben Tanten, Fräuleins, bösen Männer, Freundeseltern, ihr Nachbarschaften der Kindheit und auch der Jugend: adieu!

Google-Map meines Lebens

13 Adressen an elf Orten: Friedrichstrasse 19, Hauptstrasse 31, Finkenstrasse Nr. ?, Ziegetsdorferstrasse Nr.?, Domspatzenstrasse 11, Alte Strasse 33, Dreieichstrasse 11, Adlerstrasse Nr. ?, Senefelderstrasse 5, Welzheimerstrasse 11b, Attinghausenstrasse 18, jetzt eine Nummer 38 und an einem Ferienwohnsitz eine 57a.

Regensburg: Vorschule der Nachbarschaft

«Wenn Sie ihr Bett schon nicht machen, dann lüften Sie es wenigstens aus.» An diesen Zettel auf meinem ungemachten Bett in einem Zimmer erinnere mich. Ich hatte mich zum Herbstsemester 1980 an der Universität Regensburg eingeschrieben, das Zimmer gehörte zu einem Einfamilienhaus in einer Einfamilienhaussiedlung in einem hässlichen Ort, der auf den hässlichen Namen Bad Abbach hörte. Die Vermieterin war vielleicht Ende 50, dunkelhaarig, vollschlank, das Haus war etwas protzig dekoriert. Das Bett gehörte zum Zimmer, ein Regal könnte ich mitgebracht haben, Bilder habe ich aufgehängt, aber kein inneres Bild des Zimmers übrig-

behalten, ausser, wo das Bett stand und wer einmal darauf lag, denn das war erstaunlicherweise nicht verboten. Statt mir eine Höhle in einem



Friedrichstrasse 19

Hauptstrasse 31

Finkenstrasse Nr. ?

der mittelalterlichen Riesenhäuser der grossartig-finsteren Stadt zu graben, hatte ich zum ersten Besten gegriffen, das nicht gut war, dazu noch in diesem zum Kurbad aufgebrelzten Undorf, in dem Heimweh und Liebeskummer keine Heilung finden konnten. Wie lange habe ich da gelebt? Ein ewiges halbes Jahr? Ein Jahr?

Drei Adressen hatte ich in zweieinhalb Jahren Regensburg. Mit allen verbindet sich Unbehagen, obwohl die dritte ein romantisches Idyll gewesen ist.

Ich flüchtete aus der möblierten Falle in meine erste studentische Wohngemeinschaft. Sie bestand aus einem ordentlichen und fleissigen Landmädchen, einem braven Sohn (mir) und, um es vereinfacht zu sagen, Psychos, die stundenlang über I Ging-Orakeln brüteten, in ihren Wohnhöhlen Black Sabbath und Neue Deutsche Welle vibrieren liessen oder den Tag verschliefen. Sie türmten ihren Müll um unsere braven Zimmer auf und liessen in der Küche Essensreste in den Töpfen schimmeln. Das Mädchen zog aus, auch ich begann zu suchen, wollte aber – als Einzelkind – das Experiment Wohngemeinschaft noch nicht aufgeben. So ging ich aus der faden Neubastrasse wieder aufs Land, in ein zauberhaftes Forsthaus mit Kohleöfen und verwildertem Garten. Die anderen dort waren älter, mit zweien wäre gut zu leben gewesen, aber der Dritte, eine zackige Frohnatur aus dem Norden, hatte sich über Entwurf und Verwaltung einer ausgefeilten Putz- und Aufräumlogistik zum WG-CEO gemacht. Er wollte, dass der hölzerne Küchenboden mit Sand geschuert wurde, die Kloschüssel so und so behandelt, die Fenster nach dem und dem Plan geputzt. Dazwischen betätigte er sich als begeisterter Gemeinschaftsmensch, Hobbykoch und Welterklärer. So entkam er planend den Mühen der Ebene im Jurastudium und machte später eine abschlusslose Karriere bei Ciba-Geigy.

Warum sehe ich nur ihn herumspringen, habe aber vergessen, über welche Lebensthemen ich mit der klugen Mitbewohnerin gesprochen habe, die seine Freundin war, oder was mich mit Manfred, dem Dritten, doch so verband, dass wir gemeinsam Kneipen in der Stadt besuchten. Einmal brach mein kleiner Citroën bei der Rückfahrt auf schneeglatte Strasse aus, rollte einen Abhang hinunter und überschlug sich zwei Mal. Manfred sagte: «Der ist hin». Und: «Mach die Zündung aus». Auch sonst hatte er die Ruhe weg, natürlich piff er auf die Putzordnung.

Diese ersten Nachbarschaftserfahrungen der aufgedrängten Nähe und des Ausgeliefertseins an Kontrolle waren eine Schule, die ich in Regensburg

nicht bestand. Nachbarn ausserhalb meiner Kleinlabors habe ich in dieser Zeit nicht kennengelernt, weder in der Einfamilienhaussiedlung noch im Wohnblock. Von unserem Forsthaus-Idyll führte das Strässchen weiter zum Vorschulinternat der Regensburger Domspatzen. Mir gefiel der Name unserer Strasse ebenso wie der Gedanke an solche Nachbarschaft. Da ich nie zu dem Gebäude ging, wusste ich nicht, dass die Schule wenige Monate zuvor in das schöne Kloster im Nachbardorf umgesiedelt war. Und gar niemand wusste zu jener Zeit, dass sich in diesem musischen Internat der katholischen Kirche jahrzehntelang ein Ausgeliefertsein im grossen Stil vollzogen hatte, mehrere 100 Buben geprügelt, sadistisch gequält und sexuell missbraucht worden waren. Als die Opfer zu reden begannen, sprachen sie von «Hölle» und «KZ».

Giessen: Doublebind der Freundschaft

«Jetzt hör dir mal an, was er mir heute wieder gesagt hat!» So eröffnete die Vermieterin an meinem zweiten Studienort den Ehestreit vor dem Auditorium, das aus mir bestand. Wie kam ich auf die Idee, statt nun endlich in die Stadt, auch wenn sie weit weniger attraktiv war als die vorige, in die Einliegerwohnung eines Bungalows am Rand eines Schlafdorfes zu ziehen?

Meine Nachbarn, ein kinderloses Ehepaar Ende 50, waren wohlhabend und kultiviert. Er war Bankdirektor und ein Charming Guy, der mit seiner jugenhaften Allbegeistertheit Runden für sich einnehmen konnte. Sie, die aus kleinen ländlichen Verhältnissen kam, stand ihm an Dominanz in nichts nach, doch dahinter verbarg sich die Unsicherheit eines Menschen einfacher Herkunft. Sie war sensibel, grüblerisch, viel genauer und kritischer als er, zugleich ängstlich auf Reputation bedacht. Die Freundschaften der beiden waren gesellschaftlicher Natur, was ihm genügte, weil er wie viele Unterhalter und Charmeure tieferer Einlassungen kaum bedurfte – aber nicht ihr. Sie war unterfordert als Hausfrau mit zwei Katzen.

So war «unser Student» als Gegenüber willkommen, auch fand er die Gespräche interessant und lud seinerseits manches ab. Es gab gemeinsame

Ausflüge zu kulturellen Anlässen und Konzerten, «unser Student» hütete in den Ferien die Katzen und kellnerte, ein kleines Zubrot, bei Partys im Haus;



Ziegetsdorferstrasse Nr. ?



Alte Strasse 33



einmal zeigte ihm der Polizeipräsident der Stadt kopfschüttelnd, wie man eine Weinflasche sauber öffnet. Das Gleich zu Gleich erstreckte sich nicht aufs Mietverhältnis, hier gab es Rügen für schlecht geputzte Ecken und eigenmächtige Veränderung des Fensterbildes und somit des Gesamteindrucks vom Haus.

Eine schwierige Gemengelage, denn mit der Zeit wurde es mir zu viel. Ich schlich mich ins Haus, um nicht von ihr auf einen Kaffee gerufen zu werden, erfand Zeitdruck, selbst wo ich keinen hatte, um die Sache wenigstens abzukürzen. Die beiden waren keine Unmenschen, und sie mochten mich.



Dreieichstrasse 11

Ich mochte sie eigentlich auch oder mochte sie und mochte sie nicht – aber ich wollte nicht adoptiert werden. Doch hatte ich ihnen, wie mir schien, freiwillig mehr als den kleinen Finger gereicht und sah kein Recht, plötzlich Distanz einzuziehen oder war zu konfliktscheu dazu.

Das Regensburger Domspatzenstrassenproblem trat in Potenz wieder auf. Keine Nachbarschaft kostete mich so viel Zeit, Zeit, die ich an Spiegelfechtereien, fiktive Auseinandersetzungen, Begegnungsfurcht verschwendete. Dennoch hielt ich es einige Jahre aus, wir schieden in Freundschaft. Ich wusste jetzt: Einer, der Distanz will und Näheredet, ist angewiesen auf Nachbarn, die lieber für sich blieben oder ihm den Abstand vorgeben, den er selbst gerne hätte.

Gute Nachbarschaft mit dem Leben

In Frankfurt, meiner ersten beruflichen Station, hatte ich Nachbarn, die ich insgesamt vier- oder fünfmal sah. Die Frau war Kosmetikberaterin und gab mir am Schluss ein halbes Dutzend nur angebrauchte Herrendüfte als Farewell mit auf den Weg. Sonst sah ich niemanden. Nachbarschaft, das waren die Gerüche eines Thairestaurants, die Geräusche der Strassenbahn vor dem Haus, der nächtliche Lärm in der Ausgehmeile, die gegenüber begann, mit Apfelweinlokalen für Touristen und Einheimische und mit legendären Musikbeizen. Manchmal kam es zu Schlägereien, einmal gab es eine Messerstecherei mit tödlichem Ausgang, von der ich aber wohl nichts mitbekom-

men habe. Nachbarschaft hiess die Buchhandlung 200 Meter weiter, mit deren Inhabern ich mich befreundet habe, aber 200 Meter weiter sind vielleicht nur noch gefühlte Nachbarschaft.

Benachbart fühlte ich mich zum ersten Mal – dem Leben. Ich weiss nicht, wer in dem abgenutzten, an einer lauten Ausfallstrasse gelegenen Nachkriegsblock alles wohnte, in dem ich eineinhalb Jahre lang zu Hause war; das Wort Multikulti wurde Anfang der 1990er Jahre noch nicht so gebraucht, es lebten kleine Leute dort. Wo niemand einen Schein wahren muss, ist es selten kalt. Ungern verliess ich die Nachbarschaft brumrender und tosender Anonymität.

Gute Nachbarschaft mit echten Nachbarn

Nachbarn, richtige Nachbarn! Jetzt kommen sie! Coffields unten und Frau Harsch oben, in der Mitte des sehr kleinen Stuttgarter Reihenhauses ich, der junge Herr, immer noch allein lebend. Uns verbindend das Treppenhaus und der Kehrwochenplan: Treppe putzen und den Mülleimer aus dem Keller an den Strassenrand wuchten. Am Tag nach meinem Einzug stellte ich mich im Haus vor. Frau Coffield unten war Schwäbin, ihr Mann Amerikaner. Herrn Coffields Deutsch war absolut unverständlich, aber ein Leuchten auf seinem Gesicht liess erkennen, dass er nur Freundliches von sich gab. Er war ein Bär von Seele, wie ich bald sah, denn ich lernte die beiden ein wenig kennen.

Aber zuerst klingelte ich bei Frau Harsch. Sie wohnte unter dem Dach, klein und gebeugt stand sie in der Tür, auf dem Kopf eine dunkelbraune Lockenperücke, über der hochgeschlossenen mokkafarbenen Bluse eine kurze Halskette. Ich stellte mich vor und sagte so etwas wie, dass sie gerne mal auf einen Kaffee vorbeischauchen könne, wenn ich erst halbwegs eingerichtet sei. Ich war immer stolz auf meine Einrichtungen. Sie bedankte sich und machte die Tür zu. Tage später, als sie mit ihrer grossen Einkaufstasche an ihrem Vogelärmchen in mühevoll-pendelndem Gang die Strasse hinaufkam, sprach Sie mich in sozusagen hochtoupiertem Schwäbisch an: «Herr Nentwich. Vielen Dank für Ihre liebenswürdige Einladung. Das spricht sehr für Sie und Ihre gute Erziehung. Aber wisset Sie: Mir bleibt lieber für sich!»

So einfach war das: Mein Mantra «Distanz, Distanz», das sich immer noch als graue Theorie erwies, aus dem Mund einer schwäbischen Rentnerin! Es kam aber anders, wann genau, habe ich

Welzheimerstrasse 11b



Attinghausenstrasse 18

vergessen. Eines Tages klingelte das Telefon. Frau Harsch rief mich von oben an und erbot sich, meinen Postkasten zu leeren, wenn ich wieder einmal unterwegs sei. Sie hatte mitbekommen, dass ich häufig mehrere Tage abwesend war. Wir bleiben lieber für uns, aber: «Hilfsbereit sind mer scho!»

Die hohe Schule von Stuttgart

Sieben Jahre wohnte ich zwischen Harsch und Coffield, mein Arbeitsplatz war der häusliche Schreibtisch, ich rauchte noch wie ein Schlot. Frau Harsch machte es nichts aus, obwohl durch die Klappen des Kachelofens einiges zu ihr hinaufgezogen sein muss, so wie die Musik, für die sie sich einmal ohne Ironie telefonisch bedankte. Coffields unten rauchten selbst wie die Schloten, was Frau Coffield schliesslich und endlich nicht gut bekam. Frau Coffield und ich tranken irgendwann alle paar Wochen spontan einen Kaffee zusammen, wenn Herr Coffield da war, auch einmal ein Bier zu dritt, und schwatzten. Er konnte alles reparieren, von Beruf war er Fahrer eines Daimler-CEO. In ihrer Freizeit brausten Coffields auf dem Töff davon, manchmal kam eine Tochter, einmal, erinnere ich mich, fieberten sie einem Stones-Konzert im Daimler-Stadion entgegen.

Frau Harsch rief mich gelegentlich an, ich hörte dann ihre Stimme im Hörer und durch die Ofenklappe und die dünne Wohnzimmerdecke. Sie erzählte von Nachbarn oder früheren Nachbarn und manchmal aus ihrem Leben, von ihrer Kaufhauslehre – «die Judde waren die Anständigsten zu mir» –, einem Chalet in der Schweiz, von Zeiten, in denen ihr Mann noch lebte. Es war ihr wichtig, keinen Tratsch zu verbreiten: «Ich sag immer, jeder nach seiner Fassong!» Auf der Strasse grüssten wir uns freundlich-knapp. Leider hatte sie etwas gegen Frau Coffield, aus lang zurückliegenden Gründen. Wenn sie zu hacken anfang, versuchte ich, sie ins allgemeinmenschliche Klagen herüberzulocken. Ihre blitzblanke Puppenwohnung, die mit Puppenstuben vollgestellt war, sah ich zum ersten Mal nach Jahren, kurz vor meinem Auszug, stolz und schamhaft bekannte sie sich zu ihrer Leidenschaft, und noch einmal konnte ich ihr aus einem Spezialgeschäft in Schorndorf etwas mitbringen.

Als ich in die Schweiz ging, steckte Frau Coffield in Chemotherapien und Frau Harsch schien manchmal ein wenig verwirrt. Beide lebten nicht mehr lange, und ich sehe immer noch Herrn Coffield, den rotblonden Riesen mit seinen Riesenhänden, hilflos in seiner Kraft, wehrlos wie

ein Kind angesichts des Leidens seiner Frau.

Das Wohnquartier war ein «Dörfli», eingemeindet nach Stuttgart, vor Zeiten vom Weinbau geprägt, nun bewohnt von kleinen Handwerkern und Arbeitern. «Bünzlig» sagt man da wohl. Ich bin hier nur Menschen begegnet, auch in der weiteren Nachbarschaft, die die Kunst beherrschten, zu leben und leben zu lassen.

Nachbarschaft als work in progress

Als ich noch Pendler war zwischen Stuttgart und der Berner Wohnung meiner künftigen Frau, gab es auf dem Balkon nebenan eine Frau Harsch in Gestalt von Frau Burger. Auch sie trug eine braune Perücke, war aber doppelt so gross und stark wie Frau Harsch und bewegte sich in Kittelschürzen: Eine Blumenfreundin, die über Haus und Waschküche wachte, an der Schwelle zum Wunderlichwerden stand und fixe Ordnungsvorstellungen hatte, aber die Menschen, nach allem, was man hörte, eher an diesen prüfte als an Alter, Aussehen oder Herkunft. Doch war Frau Burger die Nachbarin meiner Frau, nicht meine. Schliesslich zogen meine Frau und ich nach Zürich, als Paar, bald Familie, in neue Nachbarschaft, die wir seit über zehn Jahren haben und schätzen, umgekehrt natürlich auch. Zugewandte Distanz, Klarheit und Geltenlassen prägen sie. Aber «hilfsbereit sind mer scho!» Fragen Sie doch unsere Nachbarn! ■



In der nächsten Ausgabe:

Tausche Zvieri gegen
Gesellschaft – Nachbarschaftshilfe bringt's!